

Meine Jugend in der Freien Stadt Danzig¹, die Vertreibung unserer Familie aus der Stadt und unser Fußfassen in Westdeutschland

Die Zeitzeugin Katrin K. stammte aus einer reichen Danziger Familie, zum Beginn des Krieges wurde sie Krankenschwester. Als die Front näher rückte gelang ihr via Schiff die Flucht nach Wismar. Von dort gelangte sie nach Eckernförde. Nach dem Krieg begann der Vater eine Weinhandlung in Bremen aufzubauen und schließlich ging Katrin K. nach Hessen.

Heute gehe ich davon aus, dass wir in Wismar ausgeladen wurden. Damals habe ich das nicht bewusst registriert bzw. in mein Gedächtnis aufgenommen. Mit einem Güterzug ging es über Neubrandenburg weiter in die Moltkekaserne nach Ludwigslust bei Schwerin. Dort richteten wir das Lazarett ein. Wir bezogen hunderte Betten. Danach kamen die Verwundeten.

Noch in diese Phase der Ankunft in Ludwigslust fällt ein viertägiger Sonderurlaub nach Eckernförde. Ich erwirkte ihn, um meine Mutter und Schwester in Eckernförde zu besuchen, um mich zu vergewissern, wie sie ihre beschwerliche Flucht überstanden hatten.² Ich traf sie wohlauf aber frierend, hungrig und wohnlich beengt an, sodass ich eigentlich froh war, wieder in die Obhut unseres Lazaretts zurückzukehren.

Dort allerdings beschlossen meine Freundin Elfriede und ich, nicht in der Kaserne zu schlafen. Wir suchten uns gleich zu Anfang ein Quartier außerhalb. Trotz der allgemeinen Wohnungsnot gelang es uns, in der Nähe bei einem älteren Pfarrerehepaar eine Bodenkammer zu finden. Morgens, wenn wir zum Dienst gingen, kamen öfters Tiefflieger. Beim Luftangriff gingen wir in ein nahes Wäldchen und warfen uns in einen Graben. Dann wurde angeordnet, dass wir nicht mehr außerhalb schlafen durften. Wir mussten in der Kaserne bleiben. Das muss etwa Anfang April gewesen sein. Wir hörten im Radio: „Der Führer begab sich zur Verteidigung in die Reichshauptstadt“. Viel war von der Wunderwaffe V2³ die Rede. Es gab auch viele närrische Menschen, die glaubten noch daran. Von uns aus dem Osten war darunter keiner, die wir unser Danzig hatten in Trümmer sinken sehen

¹ Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Danzig zu einer eigenen Stadtrepublik erklärt und 1939 von den Nationalsozialisten annektiert. Der heutige Name ist Gdańsk und stellt eine direkte Übersetzung des Namens Danzig ins Polnische dar.

² Mutter und Oma waren früher als Katrin K. geflüchtet und bei Verwandten in Eckernförde untergekommen.

³ Aggregat 4, vor allem unter dem nationalsozialistischen Propagandabegriff V2 bekannt, war die Typenbezeichnung der im Jahr 1942 weltweit ersten funktionsfähigen ballistischen Rakete mit Flüssigkeitstriebwerk. Sie brachte für Deutschland allerdings keine Kriegswendung.

und die Strapazen der Flucht über die Ostsee überstanden hatten. Wir merkten, dass es mit dem Krieg zu Ende ging.

Zu uns nach Schwerin kamen zuerst die Amerikaner bzw. die Engländer. Dem ersten Ami⁴ begegnete ich im Lazarett in der Teeküche. Eines Morgens im späten April war ich gerade dabei, mir einen warmen Kaffee zu machen. Wir alle waren froh, morgens immer etwas Warmes zu bekommen. Natürlich hatten wir nur Ersatzkaffee, „Muckefuck“. Richtigen Kaffee gab es schon lange nicht mehr.

Der Ami kam also in die Küche und verlangte etwas zu trinken. Ich zeigte auf Kanne und Becher. Er schenkte sich ein, trank einen Schluck und spuckte ihn aus. So eine Bewirtung war er offenbar nicht gewohnt. Er verschwand so schnell wie er gekommen war.

Die Amerikaner waren nicht alle so harmlos, wie manche sie heute verschiedentlich beschreiben. Da hört man oft die Geschichten, wie sie Kindern Kaugummis und Schokolade zugeworfen haben. Manche von ihnen haben sich als systematische Uhrensammler betätigt und protzten damit, gestohlene Armbanduhren vom Handgelenk bis zum Oberarm aufzureihen. Ich habe zwar nicht gesehen, wie sie solche deutschen Zivilisten abgenommen haben, sah sie aber nach meiner ersten Begegnung in der Teeküche bei uns an der Kaserne mit ihren Armbandarmen vorfahren, schwarze und weiße Amis gleichermaßen. Einige hatten sogar Wecker um den Hals hängen. Wir sahen das eigentlich mit Unverständnis und Erstaunen; denn bei uns hatte doch jeder eine Uhr und mehr als eine konnte man eigentlich nicht gebrauchen.

Uns im Lazarett, den Kranken wie den Schwestern und den Ärzten, taten die neuen Obrigkeiten zunächst nichts. Wir sahen die Amis nur vor dem Fenster auf dem Kasernenhof und auf dem Sportplatz. Uns fiel auf, dass sie immer ihren Stahlhelm trugen. Vorstehende Aussage gilt nicht uneingeschränkt für unsere Ärzte. Einige Zeit nach der alliierten Ankunft wurden mehrere von ihnen zu Verhören abgeholt. Ich erinnere mich, dass keiner von diesen zu uns ins Lazarett zurückkehrte. An Namen entsinne ich mich nicht mehr.

Leider blieb die Lage nicht so friedlich, wie sich das nach meinen eigenen Erlebnissen hier darstellt. Sie veränderte sich noch nach meinem Abschied aus dem Lazarett am 10. Juni 1945, den ich anschließend gleich beschreiben werde. Meine Freunde haben mir berichtet, dass es noch von Seiten der Amis zu folgenschweren Ausschreitungen kam. Eines Tages – es muss im Juni in der Moltkekaserne in Ludwigslust gewesen sein – ordneten die Amis an, die Kranken aus ihren Betten zu schmeißen, bzw. sie auf die feuchte

⁴ Pejorativer Begriff für Amerikaner.

und kalte Wiese vor der Kaserne zu jagen.⁵ Viele von ihnen starben, nicht an ihren Verwundungen, sondern z.B. an Lungenentzündung. Es kamen auf diese Weise Leute willkürlich und absichtlich zu Tode, die ich vorher noch selbst versucht hatte gesund zu pflegen. Ich habe das wohlgemerkt nicht erlebt und mitansehen müssen. Aber meine Freunde, mit denen ich zum Teil jahrelang zusammengearbeitet und gelebt hatte und für die ich mich verbürgen kann, haben es mir damals berichtet. Das geschah in der Moltke-Kaserne entgegen aller Regeln der Genfer Konvention immerhin fünf Wochen nach Kriegsende. Schon bevor ich Schwerin-Ludwigslust verließ, hieß es immer wieder, die Amerikaner würden abziehen und die Russen würden übernehmen. Das war ein Gerücht, aber es hing doch wie eine Drohung über uns; denn mit Russen wollte keiner etwas zu tun haben. Die wenigen Nachrichten, die aus den Regionen zu uns gelangten, die die Sowjets erobert hatten, waren fürchterlich genug. Dazu gehörte ja auch unser Danzig, wo mein Stiefvater George B. mit meiner Stiefschwester Marie-Altona und unseren Angestellten verblieben waren. Unsere Oberschwester Marie-Luise, deren Familiennamen trotz aller Mühe ich nicht erinnern kann, aber sehr wohl weiß, dass sie selbst Schleswig-Holsteinerin war, wusste, dass „meine Leute“ in Eckernförde gelandet waren und fragte mich, ob ich nicht dorthin wolle. Ich zögerte und verneinte zunächst; denn ich wusste, dass es Gründe gab anzunehmen, ich könnte in Eckernförde wegen der wohnlichen Enge dort eine Belastung sein. Sie fürchteten, dass die Engländer das Haus von Tante Caroline B. (geb. H.) requirieren würden. Deshalb sagte ich zunächst: „Ich möchte lieber beim Haufen bleiben.“ Das war die Devise für die meisten von uns. Das Lazarett war die letzte vertraute Umgebung in einer Welt, die im Chaos versank und in der alles ungewiss war, die Zukunft eines jeden von uns. Die meisten hatten den Kontakt zu ihren nächsten Verwandten verloren. Mir ging es da bezüglich Eckernförde noch gut. Dann beförderte eine zufälliger Umstand am 9. Juni 1945 sehr schnell meine Entscheidung. Da ich wieder einmal Nachtwache gehabt hatte, hatten die anderen mich vergessen zu wecken. So trottete ich verspätet alleine über den Kasernenhof. Da rief ein deutscher Leutnant, den ich von früher kannte: „Schwester, wollen sie mit nach Timmendorf?“ „Nein, nach Eckernförde“, erwiderte ich. Dann stellte er sich vor und sagte: „Ich komme aus dem Kriegsgefangenenlager Putlos bei Neustadt in Holstein. Wir holen hier Filter. In ein paar Tagen geht wieder ein Transport nach Eckernförde. Sie könnten da mit.“ Er war wohl Rheinländer. Ich bat ihn, mit zur Oberschwester zu kommen. Die ging mit uns zum Chef, dem Oberstabsarzt H. Der hörte sich das

⁵ Diese Geschichte konnte nach diversen Recherchen im Internet nicht belegt werden. Da die Zeugin diese Ereignisse auch nicht selbst erlebt hat und ihr Wissen lediglich aus sekundären Quellen bezogen hat, muss die Glaubwürdigkeit dieses Vorgangs angezweifelt werden.

an, und ich bekam meine Entlassung. In meinem „Verwendungsbuch“ stand: „Auf Grund der militärischen Lage – entlassen.“

Obwohl ich durch die Perspektive getröstet war, nun bald dorthin zu kommen, wo der größte Teil meiner Teilfamilie saß – außerdem weg von den Russen – war ich doch auch sehr nachdenklich. Wir hatten in all den Jahren so viel gemeinsam erlebt und ertragen, wir waren eine so gute Kameradschaft und ich sollte nun weg, gewissermaßen ins Ungewisse. Wie ungewiss Eckernförde war, habe ich oben angedeutet. Meine Stiefel in der Schusterei mit den schiefen Absätzen wurden geholt, meine Habseligkeiten gepackt, der Fourir gab mir getrocknete Kartoffeln mit, die ich in einen Leinenbeutel, grau weiß gestreift, packte. Den Beutel hatten wir in Schwerin dem Zahlmeister entwendet. Eine von uns hatte diese Beutel in der Wäschekammer entdeckt. Da wir ja schon bei der Flucht aus Danzig erlebt hatten, wie restlos alles zurückblieb, und jetzt stand die gleiche Situation bevor, hatte Marga mit dem Zahlmeister poussiert, während wir hinten klauten. So hatte ich den Beutel ergattert, der mir später noch lange Jahre in Bremen gute Dienste tat.

Die Reise begann am 10. oder 11. Juni (nach meinem Verwendungsbuch) am Gelände der Moltkekaserne in Ludwigslust. Ich fuhr im Führerhaus des LKW, in dem noch der Fahrer und der Leutnant saßen. Wir passierten zahlreiche Straßensperren. Ich muss wohl ein ziemlich mieses Gesicht gemacht haben; denn der Leutnant sagte: „Machen sie mal ein freundliches Gesicht, dann ist die Abfertigung leichter. Wir haben verbotene Sachen mit.“ Das gelang mir auch unterwegs durch die Kontrollen der Amis. So erreichten wir die Pionierkasernen in Putlos an der Ostsee. Sie waren restlos überfüllt mit deutschen Kriegsgefangenen. Die meisten von ihnen lagen und nächtigten aber im Freien bei Kälte und Regen. Viele hatten notdürftig eine Plane gespannt.

Ich wurde zu dem Vorgesetzten, einem Leutnant, gebracht. Er war ein älterer Herr, ein Major, Reservist. Ich erinnere mich, dass er Sch. hieß; denn ich hatte damals ein längeres Gespräch mit ihm. Er fragte mich, woher ich komme. Als ich Danzig erwähnte, merkte er auf und fragte ein bisschen weiter. Dann sagte er: „Ich kenne ihren Vater, ich komme aus Zoppot.“⁶ So klein war damals zuweilen die Welt.

Natürlich berichtete ich ihm, dass ich vom Lazarett der Moltkekaserne kam. Da teilte er mir mit: „Die Ärzte aus Schwerin, die bei ihnen abgeholt wurden, sind alle hier. Sie wurden einzeln verhört.“ Das war natürlich interessant für mich. Er brachte mich zu ihnen. Sie hausten in einem Raum, in dem Dreistockbetten aufgestellt waren. Die meisten waren ältere Herren, Chefärzte und andere, die ich schon von Danzig her kannte. Zwanzig bis dreißig drängten sich in dem Raum. Ich gab ihnen von den Kartoffelflocken, die ich von unserem Fourir in

⁶ Heute ein Stadtteil von Gdańsk.

Ludwigslust mitbekommen hatte. Einer von ihnen machte damit Bratkartoffeln. Dazu hatten sie noch Hering in Tomatensoße. Wir aßen und hatten viel zu erzählen. Wie ich später hörte, waren die amerikanischen Offiziere, die sie verhörten, gut unterrichtet, viele von ihnen emigrierte Juden. Sie wussten ziemlich genau, wer in der SS, SA oder wer beim Fronleichnamzug mitgemacht hatte.

Anschließend brachte mich Major Sch. ins Revier, wo ich zwei Nächte bleiben konnte. Dann hieß es, heute geht ein Transport nach Eckernförde. Es waren ältere Offiziere, natürlich jetzt Kriegsgefangene, mit denen ich im LKW losfuhr. Sie hatten die Genehmigung mit dem Stempel von der Militärregierung, um sich überhaupt so frei zu bewegen. An verschiedenen Kontrollpunkten mussten sie diese Legitimation vorweisen. Ich hatte keine, sie konnten mich jedoch bei einigen Kontrollen durchschmuggeln. Schließlich misslang das einmal und ich musste raus. Der Engländer drückte dann doch auch ein Auge zu und ließ mich mit einem vorüberfahrenden Privatauto weiterfahren. Eine Dame, die irgendwelche Kantinen belieferte, nahm mich mit. Schließlich trudelte ich dann in der Rendsburger Landstraße in Eckernförde ein und fand meine Mutter, Oma und Schwester mit dem Kind. Sie wohnten noch beengter als im März. Im „gelben Salon“ hausten sie bei Tante Barsoe in einem Raum. Das Haus war ganz voll. Nebenan im Raum wohnte eine Familie mit zwei Kindern aus Braunsberg/Ermland.⁷ – Gott sei Dank hatte der Enkelsohn von Tante Barsoe die Requirierung des Hauses abwenden können. Er war amerikanischer Leutnant.

Ich konnte nicht untätig bleiben. Auch um meine Familie von einem zusätzlichen Esser zu entlasten, suchte ich mir eine passende Arbeitsstätte. Für mich waren das ein Krankenhaus oder ein Lazarett. Der Krieg hatte viele Kranke und Verletzte hinterlassen, sodass solche Einrichtungen weiter sehr gefragt waren. Eine gab es auch bei uns in der Nähe in Eckernförde. Im Hilfskrankenhaus „Landwirtschaftliche Schule“ konnte ich arbeiten. Leider dauerte das nur drei bis vier Wochen. Dann wurde eines Tages das Haus von englischem Militär umstellt. Der Chefarzt konnte noch die Amputation beenden. Dann wurden er und die Oberin nach Neuengamme/Hamburg ins Lager gebracht.⁸ Das Haus wurde geschlossen.

In den nächsten Wochen arbeitete ich dann bei den Engländern, d. h. ich hatte eine Angestelltenbeschäftigung bei zwei englischen Geschäftsführerinnen einer Kantine. Für sie war ein zweistöckiges Haus in Eckernförde beschlagnahmt und die deutsche Familie hinausgesetzt worden. So ging das damals zu. In dem sonst unbewohnten Haus brauchte ich nur die angelieferten Sachen

⁷ Polnisch Braniewo.

⁸ Das KZ Neuengamme bei Hamburg diente nach dem Zweiten Weltkrieg den britisch Alliierten als Internierungslager für Kriegsverbrecher:innen.

entgegennehmen, diese aufwärmen wenn sie kamen und etwas Staub zu wischen. Diese Arbeitsstelle war wichtig für mich, weil ich zu essen und noch etwas mitbekam

Das dauerte den Sommer über. Im Herbst gelang es mir doch wieder eine Stelle als Rot-Kreuz-Schwester zu bekommen. Über mehrere Stellen gelangte ich etwa 1948 ans Krankenhaus in Nordholz, wo ich endlich 1949 Gelegenheit bekam, meine Schwesternprüfung abzulegen.

*

Mein Stiefvater in Danzig – wir waren wohl ein halbes Jahr überhaupt ohne Nachricht von ihm – hatte, als auch ich aus der Stadt weg war, meine älteste Schwester Marie-Altona K. (geb. B., 1915), die Buchhändlerin, die in Oliva im Haus der Großmutter ihres vermissten Mannes Erhard K. mit ihrer dreijährigen Tochter Bärbel (Barbara, 1942) lebte – die Großmutter H. starb in Dänemark – in unser beschädigtes Haus am Langen Markt geholt. Sie begaben sich angesichts der immer bedrohlicher werdenden Lage am 27. März 1945, einen Tag bevor die Russen⁹ kamen, mit dem Werkluftschutz auf die Flucht. Sie hatten einen Wagen, auf dem die Großmutter und das Kind sitzen konnten. Die anderen mussten zu Fuß bis Pillau¹⁰ laufen. Dort wussten sie, war der Hafen, von dem vielleicht noch rettende Schiffe sie nach Westen bringen konnten. Von Danzig war das nicht mehr möglich.

Mir fehlen in diesem Abstand der langen Zeit die Worte, die Not dieses Elendszugs zu schildern. Ich will es aber andeuten: Sie waren über einen Tag unterwegs. Märzwinde fegten über die Nehrung, vermischt mit Schnee. Sowjetische Flugzeuge griffen die Flüchtlingszüge an. Denen waren auch die ausgeliefert, die den Weg übers Haff wagten, um von jenseits des Haffs ebenfalls nach Pillau zu gelangen. Keiner von ihnen konnte sich die ganze Zeit über sicher sein, in Pillau überhaupt an Bord eines Schiffes zu gelangen. Dass Vater es schaffte, seine kleine Truppe vollständig und lebendig auf ein Schiff zu bringen, war sicher ein kleines Wunder.

Sie fanden also noch ein Schiff Es war eines der letzten und sollte zunächst Flensburg ansteuern, landete aber in Kopenhagen. Zu

⁹ In Berichten wie diesem begegnet man immer wieder dem Topos „des Russen“ oder Russland. Gemeint war damit die Sowjetunion, welche ein multiethnischer Staat, der nach dem Krieg 15 Sowjetrepubliken zählte war. Zieht man das während des Zweiten Weltkrieges gewaltsam annektierte Baltikum (also drei Republiken) ab, dann kommt man auf 12 Republiken. Genau wie die Sowjetunion mit Russland gleichgesetzt wird, werden auch Russen und die „Rote Armee“ gleichgesetzt, was sich im Topos „Der Russe“ manifestiert. Die Gleichsetzung „Russen“ mit der Roten Armee hat wahrscheinlich mehrere Gründe. Erstens: Die propagandistische Gleichsetzung des Kommunismus/Bolschewismus und der gesamten Sowjetunion mit ihrer größten Republik (Russland) durch die nationalsozialistische Propaganda. Zweitens: Die Lingua Franca der Sowjetunion war Russisch, somit werden also alle sowjetischen Soldaten aufgrund ihrer Lingua Franca fälschlicherweise als „die Russen“ bezeichnet bzw. mit der Sprache identifiziert, obwohl ihre Muttersprache Ukrainisch, Belarusisch, Kasachisch oä. sein konnten. Wichtig ist an dieser Stelle nochmal zu betonen, dass es sich bei Russisch, Ukrainisch und Belarusisch zwar um ostslavische Sprachen handelt, die auch einen gewissen Verwandtschaftsgrad zueinander aufweisen – allerdings jede für sich selbstständig ist.

¹⁰ Russisch Baltijsk.

denen, die zu Fuß mitgekommen waren, gehörten unsere Köchin Frau F. und zwei Hausmädchen. Von Kopenhagen wurden sie in ein Lager nach Odense auf Fünen verlegt. Dort entdeckten die beiden Mädchen ihr polnisches Herz. Sie stammten aus dem Korridor und hatten vielleicht sogar die polnische Staatsbürgerschaft, konnten durch deren Inanspruchnahme jedenfalls ihre Lage so erleichtern, dass sie nach Polen entlassen wurden. Frau F., die auch aus dem Korridor¹¹ stammte, aber deutsch war, arbeitete im Lager als Köchin.

Nach dem späteren Bericht meines Vaters müssen die Bedingungen im dänischen Lager schlimm gewesen sein. Als die kleine Bärbel eine Rippenfellentzündung erkrankte, kam sie ins Krankenhaus. Meine Schwester Marie-Altona durfte sie jedoch nur einmal wöchentlich besuchen. Ein dänischer Soldat mit aufgepflanztem Bajonett eskortierte sie vom Lager ins Krankenhaus, wobei meine Schwester im Rinnstein gehen musste. Großmutter H. überstand die Entbehrungen aus Kälte, Hunger und Seelenqual nicht. Irgendwann 1946 muss sie gestorben sein. Ich habe mir das Datum auch nicht annähernd gemerkt, als George B. nach seiner Rückkehr aus Dänemark im Frühjahr 1947 davon berichtete.

Im Lager waren sie von dänischen „Freiheitskämpfern“, Kommunisten, bestohlen worden. Die seien in den Lagern der Deutschen noch auf Raub ausgegangen und hätten den Flüchtlingen noch von dem Wenigen abgenommen, was sie sich hatten retten können. Von der Heilsarmee berichteten sie Gutes. Die brachte ihnen hin und wieder mal etwas. Ich erinnere, dass dazu Garn und Wolle gehörten; denn sie brauchten dann nicht alte Stoffe aufzudröseln, um neues Garn zu gewinnen. Nur so konnten sie sich etwas Neues machen.

1947 wurde mein Vater George Brinckman mit meiner Schwester Marie-Altona K. und ihrer Tochter aus der dänischen Internierung auf Fünen entlassen. Bärbel war inzwischen schon fünf und hatte die Zeit in Dänemark überstanden. Oma H. hatte das nicht geschafft und war, wie bereits angemerkt, verstorben.

Den Zeitpunkt der Ankunft meines Vaters kann ich wenigstens auf das zeitige Frühjahr eingrenzen, weil es bitterkalt war. Sie konnten nicht alle bei Mutter auf Dauer in den „Gelben Salon“ bei Tante Barsoe einziehen. Deshalb musste ich meine Schwester mit Bärbel in ein Hotel bringen. So was gab es damals tatsächlich auch, aber von der Qualität her war es den Umständen entsprechend. Der Raum war Mitten im Winter nicht geheizt, das Waschwasser in der Schüssel anfangs gefroren.

Glücklicherweise mussten sie dort nicht ausharren. Sie konnten wenige Tage später nach Bremen weiterreisen. Marie-Altona war in Bremen geboren. Zwei Brüder ihrer Mutter lebten dort. Es gelang ihnen, ihrer

¹¹ Gemeint ist der durch den Versailler Vertrag geschaffene Landstreifen, der dem neu erstandenen polnischen Staat zugeschlagen wurde und das deutsche Kernreich von Ostpreußen trennte.

Nichte einen Zuzug zu besorgen. Einer von ihnen, meine ich, war Justitiar bei einem Heim der Inneren Mission in Bremen Osterholz. Er konnte ihr im Büro des Ellener Hofs, einem Heim für schwer Erziehbare, die Stelle einer Sekretärin besorgen. Dort konnte sie mit Bärbel sogar wohnen. Das war damals sehr viel. Eine warme Wohnung, vier Wände für sich, und ein regelmäßiges Einkommen, davon mussten damals viele Menschen jahrelang träumen.

Mein Stiefvater war zwar Danziger, hatte aber bis Anfang der Dreißiger ebenfalls in Bremen gelebt und dort eine Firma betrieben. Die Stadt hatte sich inzwischen erheblich geändert, aber in dem, was der Krieg übriggelassen hatte, kannte sich Vater besser aus als sonst irgendwo in Deutschland. So bald er konnte ging er deshalb nach Bremen und nahm sich dort ein Zimmer. Beim Zuzug halfen ihm wahrscheinlich auch seine Schwäger.

Meine Mutter Luise wohnte zunächst weiter mit meiner Schwester Hanna und ihrem kleinen Dietrich und mit Großmutter Martha im „Gelben Salon“ bei Tante Barsoe in Eckernförde. Mein Schwager Karl hatte meine Schwester Hanna und den kleinen Dietrich bereits 1946 nach Gießen geholt. Karl war im Sommer 1944 in Südfrankreich in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten und aus der 1946 nach Gießen entlassen worden. Dort hatte er von seinen Eltern erfahren, dass seine Frau Hanna in Eckernförde war und dass er einen Sohn Dietrich hatte, was er bis dahin nur ahnen konnte. Natürlich hatte er sie in Eckernförde so bald wie möglich besucht und abgeholt.

Mutter und Großmutter zogen dann bald in eine Wohnung in die Kielerstraße in Richtung Innenstadt von Eckernförde. Dort hatten sie bei der Witwe von Herrn Justizrat M. wenigstens ein Zimmer mit Küchenbenutzung und konnten Tante Barsoe etwas entlasten.

Höchstens ein Jahr später war es Vater in Bremen endlich gelungen, eine Dreizimmerwohnung mit Bad und Küchenbenutzung in der Moltkestraße in Bremen zugewiesen zu bekommen und konnte Mutter und Großmutter dorthin holen. Mit seiner Weinhandlung, die er in Bremen auf Grund seiner alten Beziehungen und Erfahrungen wieder begründet hatte, konnte er sich so einigermaßen über Wasser halten. Damals arbeitete ich längst wieder beim Roten Kreuz, war in verschiedenen Krankenhäusern eingesetzt, u.a. in Nordholz, wo ich – wie schon angemerkt – 1949 meine Schwesternprüfung machte.

Schon vorher hatte ich begonnen, mich auch nach Bremen hin zu orientieren. Nach einer Intervention bei der Oberin in Itzehoe gelang es mir endlich.

Ab etwa 1950 arbeitete ich am Krankenhaus in Bremen, wo ich auch im Schwesternhaus wohnte. Zu den Eltern in der Moltkestraße hatte ich es nicht weit. Im kleinen Rahmen waren wir als Familie endlich wieder vereint. Die Zuversicht, in unsere schöne Heimatstadt Danzig zurückkehren zu können, wurde immer geringer. Sie wurde leider

durch die Nachrichten von den furchtbaren Zerstörungen, die noch nach unserer Abreise über die Stadt gekommen waren, keineswegs gestärkt.

*

Den Bericht habe ich nun bis hierher über die Schwelle unserer Ankunft in Westdeutschland geführt. Die folgende Zeit füllt den größten Teil meiner Lebenszeit aus, die ich in Norddeutschland und dann hier in Hessen verbracht habe. Obwohl da auch einiges passiert ist, verlief dieser Teil doch eher in ruhigeren Bahnen, vor allem aber ohne die meisten der lieben Angehörigen, die das erste Drittel meines Lebens bestimmten. Denen soll auch dieser Bericht gewidmet sein.

Ich möchte noch erklären, meine Darlegungen nach bestem Wissen und Gewissen nach reiflicher Überlegung zusammengestellt zu haben. Gerolf F. vom PAMO (Pädagogischer Arbeitskreis Mittel- und Osteuropa) hat mir dabei geholfen. Ich stelle ihn Archiven und Instituten, die sich der Erforschung der historischen Wahrheit widmen, zur Verfügung. Herrn F. bitte ich, ihn dort zu hinterlegen.